

DIE PÄDAGOGISCHE TAGUNG 1951 IM KONTEXT DER VISITATION DER SCHÖNSTATT-BEWEGUNG¹

Joachim Schmiedl

„Wahre Erzieher sind Liebende, die nie von ihrer Liebe lassen, auch nicht, wenn die Schultüre sich hinter ihnen geschlossen hat, auch nicht, wenn sie in Ferien gehen. Die Lebensaufgabe, die sie zu lösen haben, ist dafür viel zu ernst, viel zu gewichtig. Erziehung in der Form der Selbsterziehung bleibt ja unsere Lebensaufgabe bis zum letzten Atemzug; und Erziehung unseres Volkes, unserer Jugend war zu allen Zeiten von überaus großer, tiefgreifender Bedeutung. Das gilt vor allem heute, da wir an einer großen Zeitenwende stehen. Die Würfel fallen jetzt, und wie sie fallen, so bleiben sie wahrscheinlich nicht nur für ein oder zwei Jahrhunderte liegen, sondern vermutlich für mehrere Jahrhunderte. Wir leben also in einer Welt der Entscheidung, und diese wird im wesentlichen mitbestimmt durch die Erziehung.“²

Mit diesen Worten eröffnete P. Joseph Kentenich vor über 50 Jahren in der Wallfahrtskirche, der so genannten „Notkirche“, die Pädagogische Tagung, die wir unter dem Titel „Daß neue Menschen werden. Eine pädagogische Religionspsychologie“ kennen. P. Kentenich sprach zu Erziehern. Pädagogisches Tun war für ihn keine Teilzeitbeschäftigung, sondern eine Lebensaufgabe. Die Mithilfe bei der Persönlichkeitswerdung Einzelner hatte für ihn immer auch die Perspektive, über den engeren Kreis hinaus Werte zu vermitteln. In einer Wendezeit, in der sich P. Kentenich sah und die er besonders für die Jahre unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg konstatierte, war Pädagogik seiner Meinung nach besonders wichtig.

Eine Tagungseinleitung, wie sie für Zusammenkünfte von Lehrerinnen und Lehrern zu allen Zeiten möglich und sinnvoll war. Doch wer zwischen den Zeilen zu lesen verstand, konnte in diesen wenigen Worten bereits etwas von der Brisanz der Situation spüren, in der die Tagung im Oktober 1951 stattfand.

Erzieher lassen nie von ihrer Liebe, auch nicht, wenn sich die Tür hinter ihnen geschlossen hat; Erziehung bleibt eine Lebensaufgabe; wir leben in einer Welt der Entscheidung; die Stellung zur pädagogischen Praxis ist zukunftsentscheidend: Das waren Sätze, in denen P. Kentenich seinen Zuhörern gewissermaßen sein eigenes pädagogisches Credo zurief und die Auseinandersetzungen andeutete, in denen er sich in diesen Tagen und Wochen befand. Worum ging es?

¹ Vortrag, gehalten bei der Tagung „Herausforderung und Wegweisung. Die Pädagogische Tagung von Pater Joseph Kentenich 1951“ im Bundesheim Schönstatt am 2. Oktober 2001.

² KENTENICH, Josef, Daß neue Menschen werden. Eine pädagogische Religionspsychologie. Vorträge der Pädagogischen Tagung 1951, Vallendar-Schönstatt 1971, 19 (zit. als: PT 1951).

Ortsbestimmung: P. Kentenich im Jahr 1951

P. Kentenich war im Frühjahr 1951 zum dritten Mal in Südamerika gewesen. In Bellavista leitete er vom 2. Februar bis 1. März für Pallottiner-Patres aus den verschiedenen lateinamerikanischen Teilgemeinschaften ein Terziat. Im März 1951 hielt er in Santiago de Chile zwei pädagogische Tagungen, im April in Santa Maria (Brasilien) einen mariologischen Kurs. Parallel zu diesen innerpallottinischen Kursen und öffentlichen Veranstaltungen liefen Schulungen in der Gemeinschaft der Marienschwestern.

Vom 22.-30 März 1951 war der Apostolische Visitator für die Schönstatt-Bewegung, P. Sebastian Tromp SJ, in Schönstatt. P. Kentenich änderte daraufhin seine Reisepläne und machte auf der Rückreise nach Schönstatt in Rom Zwischenstation. Mit P. Alexander Menningen, den er eigens dorthin bestellt hatte, besprach er seine Unterredungen mit P. Tromp. Dieser forderte ihn auf, entweder freiwillig von allen seinen Ämtern zurückzutreten oder für immer abgesetzt zu werden. Aus der Meditation des Abrahamsopfers erwuchs für P. Kentenich die berühmte Frage an P. Menningen: „Gehst Du mit?“ Am 14. August 1951 wurde P. Kentenich in Limburg von P. Tromp darüber informiert, dass er als Generaldirektor der Marienschwestern abgesetzt sei. Die Pädagogische Tagung und die Oktoberwoche konnte er noch halten. Am 22. Oktober 1951 verließ P. Kentenich Schönstatt und fuhr in die Schweiz, um im Kloster Berg Sion bei Uznach im Kanton St. Gallen die weiteren Ereignisse abzuwarten. Der Weg in die Verbannung hatte begonnen.

Diese turbulenten Ereignisse hinderten P. Kentenich aber nicht, in der Zwischenzeit seine pastorale Tätigkeit weiter zu betreiben. Nach seiner Rückkehr nach Schönstatt am 7. Mai 1951 stand er den Schönstatt-Gemeinschaften für viele Gelegenheitsvorträge zur Verfügung. In diesen Vorträgen kam er öfteren auf die Notwendigkeit einer vertieften inneren religiösen Einstellung zu sprechen. Der Frauenliga der Diözese Rottenburg schrieb er am 31. Mai 1951 ins Stammbuch, das Liebesbündnis unter den Aspekten der vollkommenen Enteignung, Übereignung und Aneignung zu leben. Ein eigener Exerzitienkurs für die Frauenliga (6.-9. September 1951) beschäftigte sich mit diesen Perspektiven des Liebesbündnisses und der Lebensentscheidung zur Jungfräulichkeit. Dass wir „in einer eigenartigen Zeit der Entscheidung“ (9. August 1951) leben, regte P. Kentenich an, die Apokalypse zum Betrachtungsgegenstand zu nehmen. Ob er selber Angst habe, hätte er sicher verneint. Aber vor Messdienern sprach er darüber und gab ihnen als Ratschlag: „Wenn Ihr eines mitnehmt, die Überzeugung, die Gottesmutter wartet hier auf uns, sie breitet die Hände über uns aus und sie sorgt in allen Situationen für uns, dann werdet Ihr ungezählt viele Male erfahren, daß die Gottesmutter Euch nicht im Stiche läßt.“ (9. August 1951) Der Mädchenjugend (27. August 1951) und den Männern (3. September 1951) präsentierte er Schönstatt als den zu suchenden, zu bewachenden und zu hebenden „Schatz im Acker“. Die Jugendlichen ermunterte zu Treue, zur „Vertiefung unserer ersten Schönstattliebe“ (31. August 1951). Wie eine Einschöpfung auf eine kommende Zeit der Trennung mussten die Worte wirken, in de-

nen er die Mädchen nicht nur zu engem Anschluss an die Gottesmutter Maria, sondern auch an die Führerinnen und untereinander aufrief.

Die politische Gefahr des Kalten Krieges ließ den Gründer den Blick über die Grenzen der Bundesrepublik Deutschland hinaus tun. Im Vortrag zur Weihe des Ostkreuzes für das Urheiligtum (5. Juli 1951) deutete er die Schönstatt-Bewegung als universelle Bewegung, die die spirituellen Traditionen der West- und Ostkirche rezipieren möchte. Die Verbindung von „irdischer Lebensnähe“ und „Jenseitsnähe“, von Zweit- und Erstsache, benannte er als Aufgabe seiner geistlichen Gemeinschaft, deren Reichweite noch lange nicht erschöpft sei. Es gehe darum, „eine Elite um die Heiligtümer der MTA zu sammeln, sie der Gottesmutter zu Füßen zu legen, damit sie Erziehungsarbeit an ihnen leistet und sie hineinführt in die geistigen Auseinandersetzungen der heutigen Zeit“.

Die Themen der Auseinandersetzung der Visitation

Es ist auch im Abstand von 50 Jahren nicht einfach, die eigentlichen Streitpunkte herauszuarbeiten, um die sich die Bischöfliche Visitation von 1949 und die Apostolische Visitation der Jahre 1951 bis 1953 drehten. Einige Themen seien dennoch wenigstens kurz genannt:

Einer der Auslöser für die Beschäftigung der deutschen Bischöfe mit der Schönstatt-Bewegung war die Einfügung der Schönstätter vor Ort in die konkrete pfarrliche oder diözesane Pastoral. Mehrere Bischöfe wandten sich gegen - wirkliche oder vermeintliche - Pläne zur Errichtung von „Schönstatt-Pfarreien“ und gegen eine starke spirituelle Ausrichtung der Pfarreien an Schönstatt. Schönstatt würde, so der Vorwurf, eine Spaltung in den Klerus und in die Diözesen bringen.

Theologisch hatten einige Bischöfe und vor allem Zensoren in den Bischöflichen Ordinariaten mehrfach Bedenken gegenüber auf den ersten Blick ungewohnten terminologischen Akzenten Schönstatts geäußert. Die Veröffentlichung der Dachauer Gebetssammlung „Himmelwärts“ wirkte wie ein Fanal einer beginnenden theologischen Auseinandersetzung. In den Jahren nach 1945 wurden immer wieder Gebetstexte, Bücher und Zeitschriftenartikel beanstandet und erhielten erst nach längerem Hin und Her die kirchliche Druckerlaubnis. Für P. Kantenich freilich stand hinter dem Streit um Worte wie „Lieblingsbeschäftigung“ Gottes und der Gottesmutter deutlich mehr als eine Verständigung in der Terminologie; er sah in der Ablehnung dieser Ausdrücke eine mechanistische Denkweise wirksam, die er im Interesse der Zukunftsfähigkeit von Kirche in einer pluralistischen Gesellschaft denunzieren zu müssen meinte.

Die Einordnung der verschiedenen Schönstatt-Gemeinschaften in den Rechtsorganismus der Kirche bereitete ebenfalls Schwierigkeiten. Angestrebt war eine Anerkennung als Säkularinstitut für die Schönstätter Marienschwestern und den Verband der Schönstätter Diözesanpriester. Für die Marienschwestern gelang es sehr schnell, eine bischöfliche Anerkennung und eine Vorstufe der päpstlichen Anerken-

nung zu erreichen. Dass letztere allerdings quasi an den deutschen Bischöfen vorbei vorbereitet wurde, führte zu erneuten Missverständnissen. Für die Diözesanpriester versuchte P. Kentenich selbst, durch Besuche bei den meisten deutschen Bischöfen - mit Ausnahme des Trierer Bischofs, was einen starken atmosphärischen Missklang mit sich brachte - im Frühjahr 1950 den Boden zu bereiten.

Die Hauptanfragen an Schönstatt bezogen sich freilich auf das interne Gemeinschaftsleben der Marienschwestern und die Stellung des Gründers und Geistlichen Direktors. Hier setzte die Bischöfliche Visitation vom 19.-28. Februar 1949 an. Es gelang Weihbischof Bernhard Stein nicht, die pädagogische Praxis P. Kentenichs zu durchschauen und zu verstehen. Und so waren auch die Folgerungen seines zehntägigen Aufenthalts und der Gespräche eher so, dass man dahinter auch eine Ermutigung zum Weitermachen sehen konnte: „Überprüfung des gesamten Erziehungssystems“ – „Baldige Ausarbeitung der endgültigen Satzungen als Richtschnur für das Leben und Streben der Schwesternfamilie und als Schutz vor gewagten Experimenten und für eine stabile Entwicklung“ – „Vermeidung einer ungewohnten, aufreizenden und irreführenden Terminologie“ – „Strenge Überprüfung des gesamten Gebet- und Liedgutes“.

P. Kentenich sah in diesen Anfragen die Chance zu einer inhaltlichen Auseinandersetzung und Klärung. In vielen Briefen an die Trierer Bischöfe und in seiner Entgegnung auf den Visitationsbericht versuchte er, den Streit um Schönstatt auf eine grundsätzliche Ebene zu heben. Lebensfragen des Abendlandes und dessen pädagogische Fundamente sah er berührt und wollte sie in einem offenen Dialog geklärt wissen.

Doch vielleicht übersah er dabei, dass sich der Streit letztlich um ihn und seine eigene Person drehte. Die aus der Not der Dachauzeit entstandenen „Kindesakte“ und „Gefolgschaftsakte“ dem Gründer gegenüber erhielten in der Auseinandersetzung der Visitation einen neuen Charakter. Es waren Bekenntnisse nicht nur zur Person P. Kentenichs, sondern auch zu seiner Sendung. 1953 deutete er diese Entwicklung folgendermaßen: „Es war, als ob durch den Gefolgschaftsakt - wie es von mir erwartet wurde - das Signal zum Sturm gegen das Haupt der Familie gegeben worden wäre, und als ob dadurch das ganze Gebäude in den Fundamenten erschüttert werden sollte.“ Auf der Ebene religiöser Gemeinschaften förderte und ließ P. Kentenich zu, was in Zeiten der Konfrontation immer wieder geschah: den Schulterschluss mit einer charismatischen Führerpersönlichkeit. Nur ein gutes Jahrzehnt vorher hatten deutsche Bischöfe, die sich jetzt vehement gegen religiöse Gefolgschaftsakte wandten, Ähnliches an sich zugelassen und Treueschwüre sowie Gehorsamsversprechen angenommen³. „Am 20. April 1950 reichte Weihbischof

³ Vgl. STAMBOLIS, Barbara, Religiöse Festkultur. Tradition und Neuformierung katholischer Frömmigkeit im 19. und 20. Jahrhundert. Das Liborifest in Paderborn und das Kilianifest in Würzburg im Vergleich (= Forschungen zur Regionalgeschichte. 38), Paderborn 2000, 235-237: „Einen Mittelpunkt religiöser 'Führer'treue bildeten die Oberhirten verschiedener Diözesen; sie wurden während der Feste und Feierlichkeiten zu Glaubensführern, die mit 'Treu Heil'-Rufen und zum Schwur erhobenen Händen sowie verbal eindrucksvollen Treueschwüren empfangen wurden. Sie traten

Stein aus Anlass der Vorlage der Satzungen der Marienschwestern beim für die Säkularinstitute zuständigen Referenten der Religiösenkongregation, Alvaro Del Portillo, eine Denkschrift über das Schönstatt-Werk ein. Darin machte er 'nicht geringe Gefahren' namhaft, die 'vor allem auf die faszinierende Persönlichkeit P. Kentenichs zurückzuführen' seien. Die Marienschwestern wären so an P. Kentenich gebunden, 'daß ihnen unter Preisgabe ihrer Freiheit und persönlichen Entscheidung das Urteil und der Wille P. Kentenichs praktisch letzte Norm des Handelns' sei. Mit dieser Anklage war endgültig das Thema der Auseinandersetzungen angegeben: Es ging um die Stellung des Gründers innerhalb der Bewegung, um den Vater inmitten seiner Familie.⁴

Antworten auf die Anfragen in den Studien und Tagungen des Jahres 1951

In den Studien und größeren Tagungen des Jahres 1951 gab P. Kentenich die Richtungen an, in denen er eine Lösung der Fragen um Schönstatt sah. Seine eigene Person und ihre Stellung im Rahmen der Gründung thematisierte er dabei nur nebenbei. Vielmehr finden sich in den Äußerungen dieses Jahres grundlegende theologische, pädagogische und psychologische Einsichten, die auch noch nach 50 Jahren zum Verständnis des spirituell-pastoralen Grundansatzes der Schönstatt-Bewegung wichtig sind.

Bedrängende Zeitsituation

Größere Tagungen begann P. Kentenich normalerweise mit einem Blick in die Zeit. Dieser war 1951 von einem großen Ernst begleitet. Nach der Gründung der

damit gegen den 'Führer' ins öffentliche Bewußtsein." (235) So wurde beispielsweise ein Auftritt des Paderborner Erzbischofs Klein in einem Zeitungsbericht so kommentiert: „Im Augenblick haben Beherzte des Bischofs Pferde ausgespannt. 20, 30, 100 ziehen munter und mit Freude im Auge den Wagen, in dem ihr Hirte sitzt, den sie lieben und dem sie folgen durch alle Not.“ (Westfälisches Volksblatt, 30.7.1934; zit. nach STAMBOLIS, B. 2000b, 235). Nach der Großen Prozession in Münster im Jahr 1936 „schwor Galen die Gläubigen nach dem Te Deum von der Kanzel auf die Treue zum Glauben und zu seiner Person ... ein“ (236). „Auf die Führer- und Gefolgschaftsbedürfnisse Jugendlicher hat der Bamberger Erzbischof Jakobus Hauck etwa unmittelbar reagiert, wenn er ausdrücklich zu Gehorsam aufforderte, so im April 1935 aus Anlaß der Neuaufnahme von sechzig Jugendlichen in die Bamberger Jungschar. Als der Würzburger Oberhirte Ehrenfried beim Jugendsonntag im Juni 1936 mit Heilrufen empfangen wurde, war die Atmosphäre erneut von Treue und Gehorsamskundgebungen bestimmt, ähnlich auch beim Bamberger Doppeljubiläum im Mai 1937. Jugendgruppen empfingen hier Kardinal Michael von Faulhaber mit den Zeilen: 'Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu.'“ (237)

⁴ SCHMIEDL, Joachim: Alexander Menningen (1900-1994). Sein Leben und Wirken, Vallendar-Schönstatt 2000, 146.

beiden deutschen Staaten im Jahr 1949 und der Machtkonsolidierung der kommunistischen Herren in den Ostblock-Ländern sah sich die Kirche immer stärkeren Verfolgungen ausgesetzt. Nicht alle Nachrichten gelangten in den Westen. Aber die Meldungen über die Prozesse gegen den jugoslawischen Erzbischof Alois Stepinac und den ungarischen Erzbischof Josef Grösz ließen auch den Westen aufhorchen. Die Herder-Korrespondenz brachte allein in ihrem Heft vom September 1951 folgende Meldungen: „Vorsicht in der Beurteilung der kirchlichen Lage in Jugoslawien“ – „Bulgarien keine Ausnahme“ – „Politisches Engagement der Priester in den Oststaaten“ – „Undurchsichtige Lage in Ungarn“ – „Auf dem Wege zum Schisma in Rumänien“ – „Land der härtesten Verfolgung: Albanien“ – „Die Lage der Kirche in China“⁵. Die Kirchenverfolgung stand im Zusammenhang mit einer Indoktrinierung der Bevölkerung. Religion wurde als etwas von außen Kommendes beurteilt. In den Medien sowie Schulen wurde aggressiv eine kirchenfeindliche Botschaft verbreitet. Aus Jugoslawien hieß es im September 1951:

„Die ideologische Propaganda gegen den Vatikan wurde im letzten Monat durch einen Aufsatz des Professors Novak in der Zeitschrift für internationale Politik fortgesetzt. Der Verfasser suchte nachzuweisen, daß Rom seit den Anfängen der Kirchengeschichte der Slawen im sechsten und siebenten Jahrhundert feindselig gegen sie gesonnen war und vor allem, wenn es sich um das Verhältnis zu Italien handelte, immer einseitig zu diesem Lande hielt. Bezeichnenderweise wurde dieser Aufsatz über Radio Belgrad auch in tschechischer Sprache gesendet. Auch in den Schulen wird nach wie vor der orthodoxe Marxismus gelehrt, einschließlich solcher Lehrstücke, wie es der 'Mythos' von Gott und Christus und die tierische Abstammung des Menschen sind.“⁶

P. Kentenich nahm diese Entwicklungen lebendig in sich auf. Der „Bolschewismus“, wie er in einer in den 1920er Jahren entwickelten Diktion sowohl den Kommunismus als auch den Nationalsozialismus zusammenfasste, war für ihn eine pädagogische Gegenbewegung gegen das Christentum. In der Auseinandersetzung mit diesem Bolschewismus hatte er in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg seine Definition des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft und Gesellschaft entwickelt, die er im September 1951 noch einmal klassisch formulierte⁷. Auf diesem Hintergrund stellte sich für ihn die asketische Forderung, „sibirienreif“ zu werden, das heißt den eigenen Lebensstil so bedürfnislos und in Ergebung in den Wil-

⁵ Vgl. Herder-Korrespondenz 5 (1951), 531-535.

⁶ HK 5 (1951), 532.

⁷ In einer Studie vom November 1951 heißt es: „Der hier gemeinte 'neue Mensch' ist der geistbe-seelte und ideengebundene Mensch, fern von aller Formversklavung und Formlosigkeit. Die 'neue Gemeinschaft' löst sich - ohne formlos zu sein - von allem seelenlosen Formalismus, vom mechanischen, bloß äußerlichen Nebeneinander; sie ringt um tiefe, innerseelische Verbundenheit: um ein seelisches Ineinander, Miteinander und Füreinander, um ein in Gott verankertes, stets wirksames Verantwortungsbewußtsein füreinander, das Individuum und Gemeinschaft auf die Bahn des universellen Apostolates drängt und dort fruchtbar werden läßt.“ - Schlüssel zum Verständnis Schönstatts, in: KENTENICH, Joseph, Texte zum Verständnis Schönstatts, Vallendar-Schönstatt 1974, 149.

len Gottes zu gestalten, dass eine eventuelle äußere Verfolgung in entsprechender religiöser Haltung zu bewältigen sei. Ideologisch stellte er dem Bolschewismus, der „die klassenlose Gesellschaft schaffen und in ihr den Kollektivmenschen formen“⁸ möchte, das Ideal des neuen Menschen in der neuen Gemeinschaft gegenüber. In einer Mischung aus Realismus und Hoffnung sagte Kentenich:

„Denk- und Erziehungsweise des Bolschewismus erzwingt die Einheit. Wenn auf diese Weise eine geschlossene, organisierte Einheit zustande kommt, werden Naturgesetze verletzt, wird das Kernstück der menschlichen Persönlichkeit ausgelaut. Deswegen kann auf die Dauer dieses System nicht zum Ziele führen. Es hat aber immerhin einstweilen einen Siegeszug angetreten.“⁹

Dieser Siegeszug des Kommunismus war für Kentenich um so bedenklicher, als er auch im Westen eine abnehmende Resistenz wahrnahm. So positiv er das Streben nach Freiheit einschätzte, so sehr vermisste er doch einen Inhalt für diesen Wert. Auch die westlich geprägte Freiheit war für ihn eine defizitäre Freiheit.

Zukunftsfähigkeit des Christentums

P. Kentenich suchte nach Möglichkeiten für die Zukunftsfähigkeit des Christentums. Als Diagnose schloss er sich den beschwörenden Worten P. Ivo Zeigers SJ an, die dieser in der Eröffnungsansprache des Mainzer Katholikentags 1948 an die Deutschen gerichtet hatte. Zeiger sprach über „Die religiös-sittliche Lage und die Aufgabe der deutschen Katholiken“¹⁰. Er konstatierte eine neue Lage für die Kirche: verändert hätten sich das geographische Bild der Kirche Deutschlands, ihr materieller Bestand und die inneren Grundgegebenheiten. Die Katholiken Deutschlands hätten bisher weithin mit einer „Bewahrungs- und Verteidigungstaktik“¹¹ gelebt. Aber man beobachte heute nicht nur eine Bewegung zurück zur Kirche, sondern auch von der Kirche weg. Das äußere sich in der Mentalität des „filmischen Menschen“, die zu Vermassung und Spaltung des religiös-sittlichen Bewusstseins geführt habe. Zeiger beklagte den „Rückzug auf die rein religiöse Linie“, wie ihn auch die Kirche seit 1933 mitgetragen habe. Das äußere sich vor allem in den Herausforderungen, die der Kirche durch das Flüchtlingsproblem und die Bewältigung der Diaspora-Situation zugewachsen sei.

„Fassen Sie nun alle diese Gründe zusammen, und ich könnte noch viele andere aufzählen, dann ist es nicht zu viel gesagt, wenn ich von einer Missionskirche Deutschland spreche. Ich weiß sehr wohl und mit tiefem Troste weiß ich und betone es immer wieder: unser katholisches Volk ist noch gut. Der Hundertsatz de-

⁸ PT 1951, 21.

⁹ PT 1951, 21.

¹⁰ Vgl. GENERALSEKRETARIAT DES ZENTRALEKOMITEES DER KATHOLIKEN DEUTSCHLANDS ZUR VORBEREITUNG DER KATHOLIKENTAGE (Hrsg.), *Der Christ in der Not der Zeit. Der 72. Deutsche Katholikentag vom 1. bis 5. September 1948 in Mainz*, Paderborn 1949, 24-39.

¹¹ GENERALSEKRETARIAT, *Christ in der Not*, 28.

rer, die die Sakramente empfangen, ist erfreulich, viel höher als in manchen sogenannten katholischen Ländern. Der Hundertsatz derer, die regelmäßig den Sonntagsgottesdienst besuchen, ist noch erfreulicher; unser Volk hat sich wacker in den Sturmesjahren gehalten, es offenbart einen so unerschöpflichen Fundus an Opferkraft, daß alle objektiven Betrachter darüber staunen. Noch ist es so. Gott sei Dank dafür!

Aber darauf dürfen wir nicht ausruhen. Das ist ein Grundkapital, das uns die Zukunftsarbeit ermöglicht und verheißungsvoll macht. Aber deswegen bleibt doch bestehen, daß Deutschland als rufendes Missionsland vor uns liegt. [...]

Meine Absicht ist nur, für unsere Innenmission - und sie ist auch ein Herzensanliegen Jesu Christi - um Herz und Ohr und Hilfe zu bitten, ja zu betteln, für diese unsere verlassenen Brüder, die uns doch die Nächsten sind.

Deutschland ist ein Missionsland geworden. Uns ist im Flüchtlingsproblem eine Diaspora zugewachsen mit geradezu beängstigender Seelennot.¹²

Ähnlich beschwörende Worte finden sich auch bei P. Kentenich in den Jahren der Visitation. Er konstatierte einen schleichenden Atheismus, eine „Gottesferne“ auch unter Katholiken¹³, „daß die Welt mehr und mehr säkularisiert und sexualisiert wird“¹⁴. Aber die Lösung, die er anzubieten hatte, war kein bloßer Supranaturalismus. Daran hatte er in seinen Studienjahren selbst gelitten und gespürt, wie wenig ein „Gott allein“ sein konkretes Leben ins Gleichgewicht zu bringen vermochte. Im Spannungsfeld zwischen einer liturgisch bewegten Elitereligion und einer, wenn auch manchmal ungeläuterten, Volksfrömmigkeit empfand Kentenich für letztere eine größere Sympathie. In markanten Worten machte er seinen Standpunkt geltend:

„Mir wäre eine Gemeinde lieber, die zuviel Immanenz hat, als eine Gemeinde, die zuviel Transzendenz hat.“¹⁵

„Die Überbetonung der Transzendenz ist eine Tragik im katholischen Deutschland.“¹⁶

Die Zukunft des Christentums entschied sich für Kentenich im Festhalten an den beiden Polen: Weder die Transzendenz - die Erstursache - noch die Immanenz - die Zweitursache - sollten überbetont werden. Das Christentum habe nur dann eine Zukunft, wenn Idee und Leben, Glaubenslehre und Glaubenspraxis, Gnade und Natur in eine organische Einheit miteinander gebracht werden könnten:

„Wir müssen sorgen, daß beide Frömmigkeitsformen sich irgendwie finden. Theoretisch ist das leicht, nicht aber in der Praxis. Ich muß dem Anhänger der Hochreligion helfen, daß seine Frömmigkeit wieder sinnhafter, symbolfreudiger wird. Tun wir das nicht, dann kann ich mir nicht vorstellen, daß wir gesunde religiöse Menschen großziehen. Und wo es sich um die grobkörnige Frömmig-

¹² GENERALSEKRETARIAT, Christ in der Not, 35.

¹³ PT 1951, 30.

¹⁴ PT 1951, 30.

¹⁵ PT 1951, 218.

¹⁶ PT 1951, 218.

keit handelt, muß ich langsam versuchen, sie etwas zu vergeistigen; (ich soll) ihr aber nicht das Sinnhafte nehmen.“¹⁷

Religiöse Atmosphäre und Heimat

Dieses Sinnhafte verlangte, so die Diagnose P. Kentenichs, nach Orten, an denen eine religiöse Atmosphäre spürbar sei. Seine Reisen nach Lateinamerika hatten genau diesen Wachstumsschub für die Schönstatt-Bewegung gebracht. Waren in den 1930er Jahren an vielen Orten Deutschlands und Mitteleuropas Kapellen und Seitenaltäre mit dem Gnadenbild von Schönstatt ausgestattet worden, so setzte in den 1940er Jahren von Lateinamerika aus die Strömung der Filialheiligtümer ein, originalgetreue Nachbildungen des Kapellchens von Schönstatt. Der Gründer selbst hatte mehrere davon eingeweiht, so in Santa Maria (Brasilien), Bellavista (Chile) und Florencio Varela (Argentinien). Die Reflexion darüber führte ihn zu zwei grundlegenden Einsichten:

Zunächst machte sie ihm die Bedeutung der Atmosphäre für die Entfaltung religiösen Lebens deutlich. War Schönstatt vor dem Zweiten Weltkrieg die geistige „Tankstelle“ für den deutschen Klerus gewesen, so wurde es nach 1945 bewusst stärker als Wallfahrtsort und geistliches Zentrum ausgebaut:

„Erfahrungsgemäß wissen wir, wo solch eine übernatürliche Atmosphäre am stärksten wirksam ist: an Gnadenorten, zumal marianischer Prägung, an Orten, wo religiös-schwunghafte Gemeinschaften wirksam sind, an Orten, wo die ewige Anbetung eine Heimat hat. Zu solchen Örtlichkeiten gehört auch Schönstatt. Schönstatt - ein Gnadenort; Schönstatt - die Heimat einer Anzahl religiöser Gemeinschaften; Schönstatt - auch Heimat der ewigen Anbetung.“¹⁸

Die zweite Einsicht war mit dem Stichwort „Heimat“ verbunden. Ausgehend von der Zeitdiagnose einer umfassenden Kollektivierung, sah Kentenich in der Heimatlosigkeit ein Kulturproblem ersten Ranges. Nach dem Zweiten Weltkrieg mussten Millionen Vertriebene eine neue Heimat suchen und finden. Dadurch mussten allerdings auch neue geistige und religiöse Traditionen erarbeitet werden. In Kentenichs Worten:

„Das Heimatproblem dürfte in der Weite, wie wir es verstanden wissen wollen und darstellen dürfen, letzten Endes das Kulturproblem der heutigen Zeit sein. Deswegen ist Heimatlosigkeit das Kernstück der heutigen Kulturkrise.“¹⁹

Und in Aufnahme einer Beobachtung der französischen Existentialisten, vor allem Jean-Paul Sartres:

„Unsere gesamte heutige abendländische Kultur ist auf dem Weg einer vielgestaltigen, ja allseitigen Heimatlosigkeit. Damit ist sie also irgendwie auf dem Weg

¹⁷ PT 1951, 218.

¹⁸ PT 1951, 34.

¹⁹ PT 1951, 164-165.

zu einer irdischen Hölle und nicht auf dem Weg zum Himmel, auch nicht auf dem Weg zu einer Art irdischem Himmel.“²⁰

Die Pädagogische Tagung 1951 kreiste deshalb in ihrem zweiten Teil wesentlich um die Rückgewinnung eines vollen Heimatbegriffs. Dabei spielte nach Kantenich die Familie eine zentrale Rolle. Religion sei immer zentral mit Heimaterlebnissen verbunden. Vereine und Schule sollten sich daran orientieren, inwieweit sie Heimat zu bieten vermöchten. In drei annähernden Definitionen versuchte Kantenich das Ineinander von natürlicher Heimaterfahrung und übernatürlichem Erlebnis zu fassen:

„Linus Bopp gibt bei Gelegenheit die Definition: Heimat ist jener Teil unseres physisch-seelisch-geistigen Lebensraumes, in dem wir Geborgenheit empfangen und bieten, der aber auch gleichzeitig uns als Symbol gilt für die Geborgenheit in Gott.“²¹

„Heimat ist der Ort, an den der liebe Gott uns aus der Ewigkeit in diese Zeitlichkeit entlassen; ist aber auch der Ort, von dem aus wir aus dieser Zeitlichkeit geistig in die Ewigkeit zurückkehren.“²²

„Heimat ist Assoziationszentrum unserer Vorstellungen und Summationszentrum unserer Empfindungen und Gefühle.“²³

Religiöse Erlebnisfähigkeit

Damit eine umfassende Beheimatung überhaupt möglich sei, müsse nach P. Kantenich der Mensch seine religiöse Erlebnisfähigkeit wieder gewinnen. Das sei kein rational-verstandesmäßiges Problem, sondern: „Das religiöse Erlebnis ist ein gemütsmäßiges Aufnehmen und Verarbeiten der religiösen Wahrheiten.“²⁴

Verstand, Wille und Herz müssten dabei zusammenklingen. Natürliche Erlebnisse seien eine wichtige, ja unabdingbare Voraussetzung für übernatürliche Erlebnisse. Sowohl in der Pädagogischen Tagung als auch in der Oktoberwoche 1951 illustrierte Kantenich diesen Zusammenklang von Natur und Übernatur an der kleinen heiligen Theresia. Die Texte und Kommentierungen entnahm er dem Buch von Hans Urs von Balthasar „Therese von Lisieux - Geschichte einer Sendung“ (Köln 1950), der in einer weiteren, 1951 publizierten, Studie über Karl Barth genau diesen Zusammenhang von Natur und Gnade als typisch katholisch herausgearbeitet hatte²⁵. Kennzeichen des modernen Menschen war für P. Kantenich nun, dass dieser durch die Technisierung und Industrialisierung seiner Umwelt die Fähigkeit verloren

²⁰ PT 1951, 166.

²¹ PT 1951, 174-175.

²² PT 1951, 179.

²³ PT 1951, 186.

²⁴ PT 1951, 39.

²⁵ Vgl. BALTHASAR, Hans Urs von, Karl Barth: Darstellung und Deutung seiner Theologie, Köln 1951.

habe, „die innere Verbindung zwischen Diesseits und Jenseits festzuhalten“²⁶. Das Blickfeld sei eingeengt auf das unmittelbar Sichtbare und habe die übernatürliche Wirklichkeit gestrichen. Religiöse Entscheidungen würden nur noch nach langem Ringen getroffen - ein Hinweis auf die 1951 durchaus noch nicht dramatische Krise geistlicher Berufe. Zwar sei alles von Gefühlen bestimmt, aber sie würden nicht tief genug reichen, würden das Gemüt nicht prägen. Der moderne Mensch, so Kente-nich, würde mechanistisch, separatistisch Idee und Leben, Erst- und Zweitursache sowie die einzelnen Lebensbereiche voneinander scheiden.

Organismus

Die Aufgabe der Schönstatt-Bewegung sollte sich in der Wiedergewinnung dieses Zusammenhangs von Natur und Übernatur vollziehen. In einer Studie „Schönstatt im Streite der Zeit“ für das Heilige Offizium vom 6. April 1951 schrieb P. Kente-nich:

„Schönstatt sieht heute seine Aufgabe darin, im Dienste der Kirche an der inneren Überwindung des Bolschewismus - vornehmlich in Deutschland - durch sorgfältige Pflege eines ausgesprochenen natürlichen und übernatürlichen Bindungsorganismus mitzuwirken.“

In derselben Studie machte P. Kente-nich auf einige Anwendungsgebiete aufmerksam. Letztlich ging es für ihn in der Visitation genau um diesen Zusammenhang, nicht um irgendwelche praktischen Fragen.

„Wir möchten im Dienste der Kirche mithelfen an Überwindung des Bolschewismus durch sorgfältige Pflege eines ausgesprochen natürlichen und übernatürlichen Bindungsorganismus, wie er in der Person der lieben Gottesmutter, der Überwinderin **aller** - auch der anthropologischen - Häresien Gestalt und Form angenommen hat.

Der Kampf wird zunächst im deutschen Raum zu führen sein.

Hier ist aber das große Hindernis für eine warmblütige Marienverehrung der in vielen Kreisen - vornehmlich der liturgischen Bewegung - geheim wuchernde idealistische Humanismus.

Seine Eigenart und Tragik besteht darin, daß er das Verhältnis zwischen Erst- und Zweitursache verwischt und so zu einer protestantisierenden Gottunmittelbarkeit neigt, die der Haltung der Gottesmutter nicht genügend Rechnung trägt. Dasselbe gilt von anderen menschlichen Zweitursachen wie Eltern und Vorgesetzten. Die dadurch überspitzte Transzendenz Gottes und Vernachlässigung seiner Immanenz schließt die Gefahr der Verflüchtigung und Verfälschung des biblischen Gottesbildes und der maßlos übersteigerten Vergeistigung des Lebens in sich, die sich - nach dem Gesetz des Pendelschlags der Kulturströmun-

²⁶ PT 1951, 65.

gen - erfahrungsgemäß leicht in Form niederster Sinnlichkeit auswirkt oder doch früher oder später den Weg dahin vorbereitet.

Sie fürchtet dort, wo warme und tiefgreifende Marienverehrung lebendig ist, Verdunkelung des Christus- und Gottesbildes. Ganzhingabe an die erhabene Mutter des Herrn wird als bedenklich empfunden; die Weihe an sie wird ihres Kerngehaltes und ihrer Fruchtbarkeit beraubt. Ihr Sinn soll lediglich ein Schutzverhältnis begründen, aber keine gegenseitige Ganzhingabe bedeuten. Das alles, obwohl Pius XII. sie definiert als *donatio totalis et perpetua sui ipsius virgini matri* und sie im Geiste Leo XIII. aufgefaßt werden will als *traditio sui ipsius totalis virgini, ut Christo perfecte conjugamur*.

Der katholische Gehorsam wird in der Wurzel getroffen. Der Vorgesetzte wird ja von Gott getrennt gesehen. Deshalb gibt es keinen blinden und willenslosen Gehorsam, obwohl die katholische Tradition ihn hochpreist, obwohl alle Ordensstifter ihn verlangen und Pius XII. ihn neuerdings bei Gelegenheit des Ordenskongresses warm empfohlen hat.

Um diesen idealistischen Humanismus geht es in der Auseinandersetzung mit Trier, keinesfalls um Einzelheiten der Visitation.“

Die in diesem Zitat angeschnittenen Themen waren für P. Kentenich der eigentliche Inhalt, um den er in der Visitationszeit kämpfte. Sie standen im Dienst der Sendung, die er allen Widerständen zum Trotz festhalten zu müssen überzeugt war: „Rettung auf der einen Seite des natürlichen und auf der anderen Seite des gesamten übernatürlichen Bindungsorganismus und endlich Rettung der Wechselwirkung zwischen beiden“²⁷.

Keine Religion ohne psychologische Fundierung

Die Warnungen vor einer einseitigen religiösen Ausrichtung wurden für P. Kentenich konkret in einem Gebiet, das vor 50 Jahren in der Kirche durchaus nicht unumstritten war, nämlich der Anwendung psychologischer und psychotherapeutischer Methoden²⁸. In jahrzehntelanger Beschäftigung mit „Seelenkunde“ war P. Kentenich zur Überzeugung gelangt, dass eine ganzheitliche, „organische“ Erfassung des Menschen nicht möglich sei, wenn nicht alle Schichten seiner Persönlichkeit - die bewussten, die unterbewussten und die unbewussten - entsprechend geprägt wür-

²⁷ KENTENICH, Joseph, Oktoberwoche 1951. Vorträge. Bearbeitet von Heinrich M. Hug, Berg Sion 2001, 53.

²⁸ Vgl. den Bericht über einen Artikel von Pericle Felici im „Bollettino del Clero Romano“ vom April 1952 in: Herder-Korrespondenz 6 (1951/1952), 400-401. Der deutsche Kommentator schreibt dazu: „Verurteilt wird die Freudsche Form der Psychoanalyse und Psychotherapie, die aber von anderen Therapien unterschieden wird.“ – „Eine allgemeine Verurteilung der Psychotherapie und Tiefenpsychologie ist keineswegs im Sinne der Kirche; zahlreiche Priester beschäftigen sich vielmehr mit ihr und rufen sie bei Fällen von Neurose zu Hilfe. Es ist jedoch klar, daß die Kirche sie nur da bejahen kann, wo sie die Freiheit des Menschen, seine sittliche Verantwortung und die objektive Wahrheit der übernatürlichen Bereiche gelten läßt.“ (401)

den. Die menschliche Seele kenne Erbanlagen, Grundanlagen und Grundaufnahmen²⁹. So sah P. Kantenich in den Widerständen gegen Marienverehrung im mitteleuropäischen Raum auch weniger dogmatische als vielmehr psychologische Widerstände wirksam, die auf „geheime Vorbehalte“ in der Tiefenschicht einer Kollektivseele hinwiesen. In seiner pastoralen Tätigkeit begegnete er immer wieder Menschen, denen er in ihren seelischen Schwierigkeiten einen Weg zur gesunden ganzheitlichen Persönlichkeitsentfaltung zeigen konnte. Auf dem Weg der Heilung mussten dabei oft seelische Widerstände überwunden werden, seelische Bilder geklärt und geläutert, Beziehungen neu aufgebaut werden. Der innere Weg von Schwester M. Emilie Engel, für die der Seligsprechungsprozess auf diözesaner Ebene im Bistum Trier mittlerweile abgeschlossen wurde, ist das beste Beispiel für die Fruchtbarkeit einer solchen religiös-therapeutischen Begleitung.

P. Kantenichs Lebensweg ist nicht zu erklären ohne das Zueinander von Religion und Psychologie. 1960 schrieb er in einem rechtfertigenden Rückblick auf sein Leben:

„Schon sehr früh kam ich mit dem angeschnittenen Problem theoretisch und praktisch in Berührung. Von den Erfahrungen des jungen Spirituals hinter 'Klostermauern' sei hier geflissentlich abgesehen. Kaum hatten sich ihm jedoch Türen und Fenster nach draußen geöffnet, da kamen von allen Seiten Patienten zu ihm. Es waren Laien und Priester. So geschah es bereits am Anfang der zwanziger Jahre. Damals, unmittelbar nach dem ersten Weltkrieg, galt Dr. Bergmann mit seiner Praxis in seiner Heilanstalt in Kleve als Fachmann auf diesem Gebiete. Was er vom medizinischen Standpunkt aus begonnen, durfte ich in solchen Fällen als Priester psychologisch-asketisch und religiös fortsetzen und vollenden. Das war nicht selten eine saure Arbeit. Viel leichter wäre es gewesen, die Finger davon zu lassen und sich mit allgemeinen frommen Sprüchen aus der Situation herauszuhalten, wie es viele Priester zu tun pflegen. So handelt aber nicht der Gute Hirt, der sein Leben für seine Schafe gibt. Er tut alles - auch wenn es ihn viel Studium, viel Nervenkraft und Zeit kostet -, um sie vor Schaden zu bewahren und ihnen die volle innere Freiheit der Kinder Gottes, soweit das möglich ist, zurückzugeben. Weil wir von unserer Seite vielfach nicht einmal fähig und bereit sind, die alten, bewährten Moralgrundsätze und Pastoralregeln mutig, erleuchtet und klug anzuwenden, haben sich in der Folgezeit - wie überall mit Bedauern festgestellt wird - die Sprechzimmer der Psychotherapeuten gefüllt, während unsere Beichtstühle mehr und mehr leer werden. Der zeiten- und seelenkundige Seelsorger weiß um die tiefgehende und allseitige moderne Lebenskrise und um deren praktische Auswirkungen in seiner Gefolgschaft. Er hat den Mut und bringt die Kühnheit auf, sich damit auseinanderzusetzen, Heilmittel zu suchen und vorsichtig und umsichtig anzuwenden. Tut er das nicht, so kommt er sich vor wie ein Mann, der verantwortungslos ins Blaue hinein redet und handelt. Er fürchtet mit Recht, auf solche Weise bestimmte Kreise seiner Gefolgschaft -

²⁹ Vgl. PT 1951, 42-43.

freilich ohne es zu wollen - ins andere Lager zu treiben oder sie verkrüppelt auf dem Schlachtfeld zurückzulassen.“

Nach 50 Jahren

Die Pädagogische Tagung 1951 gehört für viele Schönstätter zu einer der am leichtesten lesbaren und zugänglichen Schriften P. Kentenichs. Tatsächlich enthält sie eine Fülle von Themen, die auch heute noch aktuell sind. Es geht P. Kentenich um einen großen Organismus: Religion und Leben sollen miteinander verbunden sein. Das bedeutet mehr als kirchliche Orthodoxie und Orthopraxie. Das ist ein ganzheitliches, alles umfassendes Programm einer gesellschaftlichen Erneuerung. Pädagogische Bemühungen spielen dabei ebenso eine Rolle wie Wege der Pastoral und Psychologie. Auch wenn sich die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen mittlerweile anders darstellen - der Kommunismus in seiner ideologischen Form hat abgewirtschaftet, die Menschheit ist auf eine ganz neue Weise auf dem Weg zu einer Einheit -, die Grunddiagnose P. Kentenichs stimmt auch nach 50 Jahren und ist in unseren Tagen - man denke nur an den islamischen Fundamentalismus, seine Entstehung und seine Auswirkungen - erschreckend aktuell geworden: „Daß neue Menschen werden“, dass eine neue Gesellschaftsordnung entsteht, das ist nur auf dem Weg über die Formung des Menschen zu erreichen.



Der Autor: Joachim Schmiedl, geb. 1958 in Nürnberg, Dr. theol., Prof. für Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar, Mitglied des Säkularinstituts der Schönstatt-Patres.